Schwul sein in Basel

«Die Schwulen kommen anonym auf die Welt, leben anonym und sterben anonym», sagt der 17jährige Raphael: «Die Gesellschaft sollte toleranter sein.» Der junge Basler spricht aus eigener Erfahrung. Vor einem Jahr war er ehrlich zu seinen Eltern: «Ich bin schwul.» Darauf schrie der Vater los und weinte die Mutter. Und seither, sagt Raphael, «reden wir über das Wetter und so.»

Die Familien-Katastrophe ist kein Einzel-, sondern ein Paradefall für die Tragödie einer Gesellschaft, die den Krieg zwischen Männern mehrheitlich ehrenhafter findet als deren Liebe.

Basel ist dafür ein gutes Beispiel, eine detaillierte Geschichte zwischen nirgendwo und überall.

Die Stadt mit Münster, Mäss und Morgeschtraich war vor Jahrhunderten ein Brennpunkt des europäischen Humanismus. Und Reste von traditionell reformatorischem Liberalismus wurden bis in die heutige Zeit hinübergerettet.

Die tief verwurzelte Toleranz aber ist dieser grossen kleinen Stadt dies- und jenseits des Rheins kaum wiederbringlich abhanden gekommen:

- die einst faszinierende – weil dämonisch-zärtlich gestaltete – Fasnacht verkommt zum Beispiel mehr und mehr zu einem bierernst zelebrierten Ritual der Unduldsamkeit;
- die Polizei, einst psychologisch wegweisend geführt und geschult, ist zu einem Korps geraten, das im Verdacht steht, Ruhe und Ordnung gegen unbotmässige Jugendliche gemeinsam mit sogenannten «Faschos» durchgesetzt zu haben;
- die Regierung desavouiert die Wissenschaft und besetzt Universitäts-Stühle gegen den Willen der Fakultät mit behördengenehmen Professoren.

Solche verschärfte Gangart trifft gerade Randgruppen in einer Gesellschaft. Und damit auch die Schwulen.

Die Mitglieder der «Homosexuellen Arbeitsgruppen Basel» (habs) laufen sich mittlerweile die Füsse wund auf der Suche nach einem neuen Klublokal. In den Milieu-Parks werden die rüden wie regelmässigen Razzien durchgespielt. Als die habs in einem 200-Exemplare-Info einem plakativen Polizisten aus der Herbstmesse-Werbung einen Penis statt des süssen Mässmogge in den Mund steckte, wurde der Verantwortliche mit Verfahren überzogen und verurteilt. Das «Bürgerliche Waisenhaus» entliess Ende

Von Iso Ambühl und Claudius Babst

Foto: Michael Stampfli. Die im Bild gezeigten Männer sind nicht identisch mit den [illegible]wähnten Personen.

Mai dieses Jahres einen fähigen Erzieher, nicht weil der etwa Fehler gemacht hätte, sondern einfach deshalb, weil er schwul ist.

In einer solchen Stadt ist es schwer, jung und schwul zu sein. «Die Angst vor gesellschaftlichem Ausschluss», so die habs, «zwingt den Jugendlichen, sich äusserlich anzupassen, während er innerlich in die Isolation gerät, da er» – siehe Raphael – «nicht von vornherein damit rechnen kann, bei Eltern und anderen Vertrauenspersonen Rückhalt zu finden.»

Raphael erkennt heute, dass er sich als zehnjähriger Bub zunehmend «für alles interessierte, was mit Männern zu tun hatte.» In der Pubertät ging es darauf nur noch selbstquälerisch weiter: «Ich dachte: Geht's noch? Ständig musste ich darüber nachdenken. Es war die Angst, nicht normal zu sein. Ich fragte mich: Warum denn ich?»
Selbstbewusster wurde Raphael erst, als er – in Schwulen-Kreise eingeladen – merkte, «dass ich mit meinem Schwul-Sein nicht allein war», und nachdem er das Buch «Schwul – na und?»* gelesen hatte: «Im Sommer vor einem Jahr hatte ich mein ‹coming out› – Knall auf Fall.»
Als «coming out» bezeichnen Fachleute und bewusste Schwule die gesamte Entwicklungsphase eines Homosexuellen von den ersten «zarten», als lebensbedrohend empfundenen Ahnungen, «anders» zu sein, bis zum vollständigen Akzeptieren der Männerliebe in sich und anderen.

*Thomas Grossmann: «Schwul – na und?», rororo-Taschenbuch 4866

Positiv geschafft haben dieses «coming out» Michael, ein 26jähriger Handwerker, und Tommy, ein 20jähriger Student, die seit diesem Frühling eine gemeinsame Wohnung in Basel haben. Sie pflegen eine aufgestellte Freundschaft, sind «ein bürgerliches Ehepaar», wie Michel scherzt.

Eine Rollenteilung wie in den meisten ▶

Mann-Frau-Beziehungen kennen sie allerdings nicht, auch wenn Michel eher kocht und Tommy eher wäscht. Beide finden, dass sie ihre Freundschaft relativ ungehindert ausleben können.
Ab und zu müssen aber auch sie Verstecken spielen. Michel hält nichts von Provokation: «Ich will nicht das Opfer frustrierter Mitmenschen werden.» In der Öffentlichkeit zeigen sie deshalb ihre Freundschaft nicht völlig frei.
Tommy, der wegen seines Schwul-Seins in Studentenkreisen keine Schwierigkeiten hat, will zwar seinen Freund manchmal spontan umarmen, zum Beispiel im Hauseingang. Aber Michel wehrt dann ab: «Ich kenne die Leute hier im Haus noch nicht gut genug. Ich will nicht unnötig Aufsehen erregen.»

Das «Aufsehen» leisten können sich vorderhand nur Mitglieder von Arbeitsgruppen oder einzelne Schwule, die von besonderen Umständen begünstigt sind und/oder hart an ihrem Selbstverständnis und -bewusstsein gearbeitet haben.

Einer von ihnen ist der 25jährige Basler Liedermacher Antoine Schaub, der als Künstler mehr Freiheiten geniesst als Herr Jedermann. Er will mit seinem Schwul-Sein nicht missionieren, «aber ich will dazu stehen: überangepasste Schwule gibt es genug, die spiessigsten Spiesser.»
Schaub ist «in erster Linie Liedermacher und kein Berufsschwuler». Er versucht aber, etwas für die Identitätsfindung der Schwulen zu tun, wenn er singt: «Arm in Arm got Ma mit Ma, es isch e gwöhnlig Dag. Sie wechsle Kuss für Kuss, dä Gnuss, e lueg do a! Arm in Arm goht Ma mit Ma.»
Schaub tritt vor allem in Jugendhäusern und an Festen auf, und auf seine Lieder hat er «gute Reaktionen» der meist jungen Zuhörer(innen).
Persönlich bezeichnet sich der Liedermacher als «Schwulen mit bisexueller Praxis», doch will er diese Präzisierung nicht als «Hintertürchen» verstanden wissen, sein Schwul-Sein zu verdecken: «Letzten Endes ist es mein Ziel, vom schematischen Denken Homo/Hetero wegzukommen.»

Schaub glaubt, dass er Frauen zärtlicher und einfallsreicher liebt, seit er sexuelle Erfahrungen mit Männern machte und dank ihnen auch seine eigene Sexualität entdeckte.

Anderseits sieht er die Schuld für manch widerborstiges Liebesverhältnis nicht nur bei den Männern: «Es ist oft noch so, dass eine Frau nur daliegt oder meint, ein Mann bestehe nur aus dem Schwanz.»

Die in diesem Report nicht mit vollem Namen genannten Personen sind der Redaktion bekannt, im Text aber mit einem erfundenen Vornamen versehen worden.

Zu sich und seiner Rolle stehen kann auch der 32jährige Buchhändler und Sozialarbeiter Peter Thommen, in der Szene liebevoll «Mutter Thommen» genannt.

Sein «Arcados»-Buchladen an der Rebgasse 35 besteht schon fünf Jahre lang und ist nicht einfach ein Geschäft, sondern eher ein Begegnungszentrum. Junge Schwule bis 20 treffen sich dort jeden Samstag um 17 Uhr zu Diskussionen, und auch sonst hört Thommen stundenlang Bekannten und Unbekannten zu, die bei ihm ein- und ausgehen.
Wie sich auf einer anderen Ebene der Zürcher Schriftsteller Alexander Ziegler von «Blick» die Frage gefallen lassen muss: «Vermarkten Sie die Homosexualität?», so ist allerdings auch Thommens engagierte Position zwischen Kampf und Kommerz nicht unumstritten.
Denn der Buchhändler gibt – im Eigenverlag – nicht nur den «Arcados»-Anzeiger (Informationen für Schwule) und neuestens die «Basler Gay Zeitung» (bgz) heraus. In seinem Verkaufssortiment führt er als Fremdprodukte auch softige Gay-Hefte bis hin zu schärfsten Pornos – um wenigstens etwas Geld verdienen zu können, wie er sagt...
Thommen war vor zehn Jahren einer der Mitbegründer der habs, die heute 75 Mitglieder hat und federführend ist im öffentlichen und grundsätzlichen Kampf gegen die Diskriminierung der Schwulen.

Die habs ist zurzeit die wohl stärkste Gruppierung im schweizerischen Verband der homosexuellen Arbeitsgruppen.

Sie will die Schwulen emanzipieren und nicht einfach in die heutige patriarchalische Gesellschaft integrieren. Ihr Ziel ist die «Gleichberechtigung der Homosexuellen und anderer sexueller Minderheiten.» Sie kämpft für die Abschaffung diskriminierender Gesetze und für die «Befreiung der Sexualität von der Ausschliesslichkeit der Familien- und Fortpflanzungsmoral».
Diese Ziele verfolgt die habs mit Arbeit nach innen und aussen. Das Büro befindet sich im Alternativzentrum «Hirscheneck» am Lindenberg 23 und ist jeweils am Mittwoch von 18.30 bis 19.30 Uhr geöffnet (Tel. 061/32 66 55).
Die habs bietet Treffpunkte an, hilft beim coming-out und diskutiert intern und extern die Situation der Schwulen. Sie gibt ein eigenes «Info» heraus, arbeitet in politischen Aktionen mit, hat Schwulen-Demos organisiert und mitgemacht.

Wie konkret und geschickt die habs im Detail agiert, zeigt das Beispiel der Hepatitis-B(Gelbsucht)-Impfaktion, die soeben in Zusammenarbeit mit der Dermatologischen Universitätsklinik am Kantonsspital gegen die vor allem auch unter Homosexuellen weit verbreitete und grassierende Krankheit, hervorgerufen durch Kontakt-Infektion, durchgeführt worden ist.

Im Rahmen dieser Aktion wurde eine komplette Impfung inklusive Blutuntersuchung für 175 Franken angeboten. Eine Impfung beim Hausarzt kostet normalerweise fast das Doppelte, und die Krankenkassen tragen dazu nichts bei.
Wichtiger Treffpunkt der habs war bis vor eineinhalb Jahren die «Katakombe» am Totentanz, ein Lokal mit Diskothek, in denen ein gemischtes Publikum verkehrte – ein alternativer Treff, nicht zu vergleichen mit den Milieu-Lokalen gängigen Zuschnitts.
Ende 1980 musste die habs das Lokal räumen. Der neue Hauseigentümer Jean-Marc Wipf wollte ein eigenes «Kulturzentrum» mit Alkoholpatent aufmachen. An die Nachbarn schrieb Wipf damals drohend: «Sollte mein (Alkohol-) Gesuch infolge von Rekursen bei den Behörden auf Ablehnung stossen, so wird sich an den herrschenden und noch zunehmend unbefriedigenderen Situationen nichts ändern, da ich vom Mieterschutz gezwungen wäre, die habs weitere Jahre als Mieter zu anerkennen.»
Die habs wehrte sich für ihre «Katakombe», doch es nützte nichts. Seit der Schliessung dieses Treffpunkts, der auch Einnahmequelle war, ist der 75-Mann-Klub knapp bei Kasse und sucht fieberhaft nach einem neuen Lokal, um seiner Zielsetzung weiterhin in eigenen vier Wänden nachkommen zu können: «Plaudern, diskutieren, machen, organisieren, Aktivitäten entwickeln oder einfach schweigen, ohne Hast und Hetze den Weg zu sich selbst (vielleicht auch nach aussen?) finden...»
Allen Widrigkeiten zum Trotz fehlt es dieser Gruppe – natürlich auch sie im Wechselbad von mehr und minder aktiven Mitgliedern, von hektischen und eher flauen Vereinsjahren – nicht an unscheinbaren bis deftigsten Erfolgen.

So hob die Basler Polizei nach langem Kampf der habs im Januar 1979 das auch in anderen Städten heissumstrittene Homo-Register auf – amtliche Karteien, in denen Homos registriert waren, auch wenn sie sich strafrechtlich überhaupt nichts zuschulden kommen liessen.

Wie wichtig Gruppenarbeit und Solidarität in einer heterosexuell fixierten Welt voller Feindseligkeit sind (noch in diesen Jahren durfte sich ein möglicher deutscher Bundeskanzler wie Franz-Josef Strauss ungestraft damit brüsten, «lieber ein kalter Krieger als ein warmer Bruder» zu sein), zeigt der Fall des 30jährigen, provisorisch angestellten Erziehers Werner, der im Mai dieses Jahres vom Basler «Bürgerlichen Waisenhaus» kurz und bündig entlassen worden ist – ▶

weil er schwul ist.
«Waisenhaus»-Jugendliche hatten an der diesjährigen Fasnacht gesehen, wie Werner den Szenen-Treff «elle et lui» betrat. Um nun nicht ins Gerede zu kommen – «aus pädagogischen Gründen» –, gab Werner sowohl den Jugendlichen als auch dem Waisenvater Walter Asal bekannt, dass er homosexuell sei.
Die Konsequenzen solcher Offenheit waren für den Betroffenen ernüchternd: Asal soll ihm den Vorwurf gemacht haben, er sei gar kein richtiger Mann und daher kein Vorbild für die Knaben. Am 27. Mai 1982 kündigte Asal dem Erzieher, mit dessen Arbeit sich die Führung bisher zufrieden gezeigt hatte.

Die Inspektion des «Waisenhauses» segnete diesen Entscheid ab: die Auflösung eines probeweisen Dienstverhältnisses erfolge «wegen Nichteignung für die vorgesehene Stelle. Sie kann zum Beispiel wegen mangelnder Kontaktfähigkeit wie wegen Homosexualität erfolgen.»

«Damit ist weder das eine noch das andere diskriminiert», erklärte der 68jährige Hermann Keller, Präsident der Inspektion: «Das Waisenhaus hatte zu bedenken, dass die im ganzen Heim bekannte Homosexualität des Erziehers in pädagogischen Konfliktsituationen von den Kindern und Jugendlichen für sich ausgenützt werden kann und dass ein grosser Teil der Eltern seine klar definierte Veranlagung nicht akzeptieren könnte.»
Diese Eltern, so Keller, würden sich auch mit Recht «gegen eine bewusste oder unbewusste Beeinflussung» ihrer Kinder durch das «andersartige Wesen, Fühlen und Denken» des homosexuellen Erziehers wehren, das sich «in gewissen psychologischen und pädagogischen Situationen» zwangsläufig äussern müsse.

Gegenüber team musste Asal allerdings zugeben, dass sich von Elternseite her niemand beklagt hatte.

Der 18jährige Joe, KV-Stift und Mitglied von Werners Lehrlingsgruppe, sagt: «Wir waren völlig baff über den Entscheid. Wir finden es schade, dass Werner gehen musste. Er war doch völlig in Ordnung. Seine Homosexualität ist seine Privatsache, eine völlig natürliche Sache.»
Werner sagt, die Jungen benähmen sich «toll»: «Sie zeigen eine offene Haltung.»
Die Kündigung lässt er denn auch nicht auf sich sitzen: «Ich wehre mich als Schwuler dagegen, zugleich als Kinderverführer zu gelten.»
Vor beruflichen Nachteilen in der Zukunft hat Werner keine Angst: «Ich bin in meiner Ehre verletzt worden, und es ist klar, dass ich mich wehre.» Der Gechasste wird unter anderem von der habs und vom VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste) unterstützt. Auch ist eine Protest-Petition mit 2300 Unterschriften beim Bürgerrat eingereicht worden.

Doch noch nicht viele Schwule wagen den persönlichen wie öffentlichen Widerstand – die Mehrheit verkrümelt sich ins Milieu oder in die private Isolation.

Die Sexualwissenschaft gibt allerdings Leuten vom Schlage Werners recht*: «Homosexuelle sind gegenwärtig vor die Alternative gestellt, sich selbst und den anderen ihre Gefühle weitgehend zu verbergen, sich sozial anzupassen und dafür innerlich zu leiden – oder aber sich selbst und anderen gegenüber ihre Gefühle offen zu bekennen und auch zu vertreten und dafür äusserlich zunächst einem stärkeren Druck ausgesetzt zu sein. Diejenigen unter ihnen, die die zweite Alternative wählen, werden nicht die Unglücklicheren sein.»
Dannecker und Reiche liefern auch die wissenschaftliche Interpretation für das, was nächtens zu Basel im Schützenmatt- und Wettsteinpark, in den öffentlichen Toiletten beim Bahnhof und Heuwaage-Parking, in den Bars, Klubs und Saunen – kurz: im Milieu – passiert: diese Orte und Einrichtungen seien zu einer sozialen Institution geworden, «die aus dem Leben der Homosexuellen nicht mehr wegzudenken ist. Homosexuelle können der Subkultur so wenig entwischen wie Heterosexuelle der Ehe. Sind die letzteren nur fähig, in der Kleinfamilie zu überleben, in die sie – kaum nachdem sie als Jugendliche sich befreiten – durch Heirat wieder zurückkehren, gilt das für Homosexuelle und deren Subkultur in noch stärkerem Masse. Ohne deren Halt und Schutz könnten sie kaum überleben.»

Die Gesetze dieses Milieus sind allerdings in vielen Fällen psychisch wie physisch (selbst)mörderisch.

Gerade im Park ist die Partnersuche allzuoft auf die Sexkontaktsuche reduziert – zusätzlich entwürdigt durch Polizisten, Stricher und jugendliche heterosexuelle Diebe und Erpresser, die alle auf je eigene Art mitmischeln, legal und illegal.

Jugendliche sind auf diesem Markt der Gefühle fast nur Sexobjekt.

Denn «das terroristische Jugend- und Schönheitsideal» – von der Gesamtgesellschaft umfassend vorgegeben und restlos ausgebeutet – hat nach Dannekker und Reiche die Phantasie vieler Homosexueller bereits derart geprägt, «dass sie sich Sexualität nur mehr als kosmetischen Akt zweier glatter Körper vorstellen können.»
Gerade diese Suche und Sucht nach dem je Jüngeren und Schöneren, als man es selbst anzubieten hat, macht die Leiden einer Gesellschaft – und nicht einfach der Homosexuellen – deutlich. Partnerschaft, Freundschaft und Liebschaft verkommen oft zu Überdruss und Überfluss.
Denn, so Dannecker und Reiche, «es ist eine Eigentümlichkeit aller verfolgten Minderheiten (solange sie sich in das Schicksal ihrer Verfolgung schicken), dass sie gerade die Eigenschaften ihrer Verfolger, die diese an sich selbst nicht wahrhaben dürfen, bis zur Kenntlichkeit verzerrt ausbilden müssen.»
Unter anderen hat sich deshalb Peter Thommen schon wiederholt gegen verschärfte Polizeikontrollen im Wettsteinpark gewandt: «Die Polizei muss endlich Farbe bekennen und uns wirklich so schützen, dass auch Aussenstehende dies wahrnehmen. Jeder Polizeibeamte soll sich höflich und korrekt verhalten. Polizeihunde und ‹an die Wand stellen› sind schon lange fehl am Platz.»

Michel und Tommy, als festes Freundespaar im Kreis der Unterprivilegierten privilegiert, gehen denn auch selten ins Milieu. «Dort besteht ein gewisser Neid gegenüber Freundschaften», sagt Tommy: «Geht eine Freundschaft kaputt, freut man sich dort.»

Zudem sei das Milieu «eine grosse Gerüchteküche: in der kleinen Basler Szene kennt man sich». Michel berichtet ähnliches: «Die Schwestern freuen sich, wenn jemand wieder vogelfrei ist. Auf der Gasse herrscht die grosse ‹Mischelei›: alles Mögliche wird unternommen, um jemanden ins Bett zu kriegen.»
Ein Junger, der erstmals ins Milieu kommt, sollte nach Meinung Michels «vorsichtig sein: er wird umworben, und nach kurzer Zeit ist er nicht mehr ‹in›. Der Nächste ist an der Reihe. ‹Zärtlichkeit› ist hier nicht zu finden.»

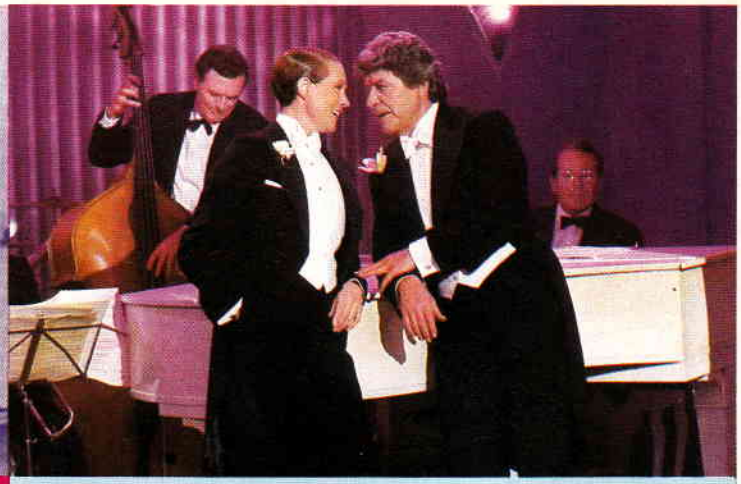
Tommy zitiert das gültige Szenen-Gesetz: «Erst kommt das Bett, dann sieht man weiter.»

Auch Raphael hat das Basler Milieu nur als «fragwürdig ausgestaltete Subkultur» erlebt: «Dort findest du keinen Freund. Du kannst dort nur jemanden kennenlernen, um dich sexuell schnell abzureagieren.»
Aber eben – auch Raphael hat halt einen Freund, ist das erstemal richtig verliebt: «Das ist mehr als nur Sex. Ich bin voller Gefühle.»
Um so mehr stört ihn, dass er seinen Freund des Schutzalter-Paragraphen wegen nicht auf offener Strasse küssen darf: «Ich fühle mich eingeengt.» Und erst recht regt ihn auf, wenn Schwule zum Teil als Kranke angesehen werden: «Gerade diese Meinung ist doch krankhaft.»
Raphaels Fazit: «Ich wünsche der Gesellschaft ein coming out.» ■

*Martin Dannecker, Reimut Reiche: «Der gewöhnliche Homosexuelle», S. Fischer Verlag.

Homofilme aus Hollywood

Michael Ontkean und Harry Hamlin in «Making Love»



Julie Andrews und Robert Preston in «Victor/Victoria»

Kein Zweifel, dies ist ein harter Schlag: da strömen die Fans von Christopher Reeve in Scharen ins Kino, um den «Superman»-Star in seiner neusten Rolle zu bewundern, und was müssen sie sehen: der edle Held und Frauenschwarm küsst – einen Mann! Das Publikum im Parkett ist geschockt, und aus dem Dunkeln kommt ein Aufschrei: «Sag, dass das nicht wahr ist, Superman!»
Der Leinwand-Schock muss kein Einzelfall bleiben. Denn wie hier in **«Deathtrap»** Christopher Reeve und Michael Caine, umarmen sich Männer auch noch in weiteren neuen Filmen, die jetzt in den USA angelaufen sind und die über kurz oder lang auch in den Schweizer Kinos zu sehen sein werden:

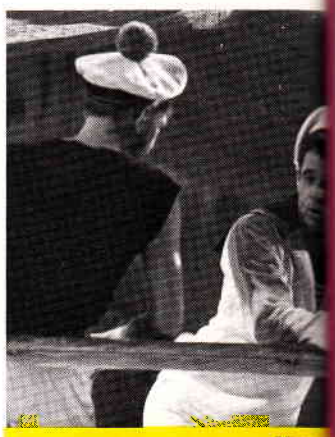
● **In «Making Love»** von Arthur Hiller betrügt Michael Ontkean seine Frau mit einem Schriftsteller und brennt mit ihm durch.

● In **«Partners»** von James Burrows (Schweizer Start: April 83) spielt John Hurt an der Seite von Ryan O'Neal einen homosexuellen Polizisten.

● Blake Edwards erzählt in seiner witzigen Verwechslungskomödie **«Victor/Victoria»** (die im Februar in unsere Kinos kommen wird) die Geschichte eines homosexuellen Kabarettsängers, der für seine Transvestiten-Show eine Frau zum Mann macht, in den/die sich nun wiederum ein anderer Mann verliebt.

● Und in **«Personal Best»** von Robert Towne schliesslich ist den Frauen recht, was den Männern billig ist: Mariel Hemingway und Partnerin Patrice Donnelly leben ihre lesbische Liebe aus, während sie sich als Spitzensportlerinnen auf die Olympiade vorbereiten.

Nun sind Homosexuelle – Schwule, wie man heute wohl sagt, um nicht durch die Verwendung dezenterer Ausdrücke in den Geruch des Bürgerlichen, Vorurteilsbehafteten zu geraten – im Film natürlich keine neue Erscheinung.

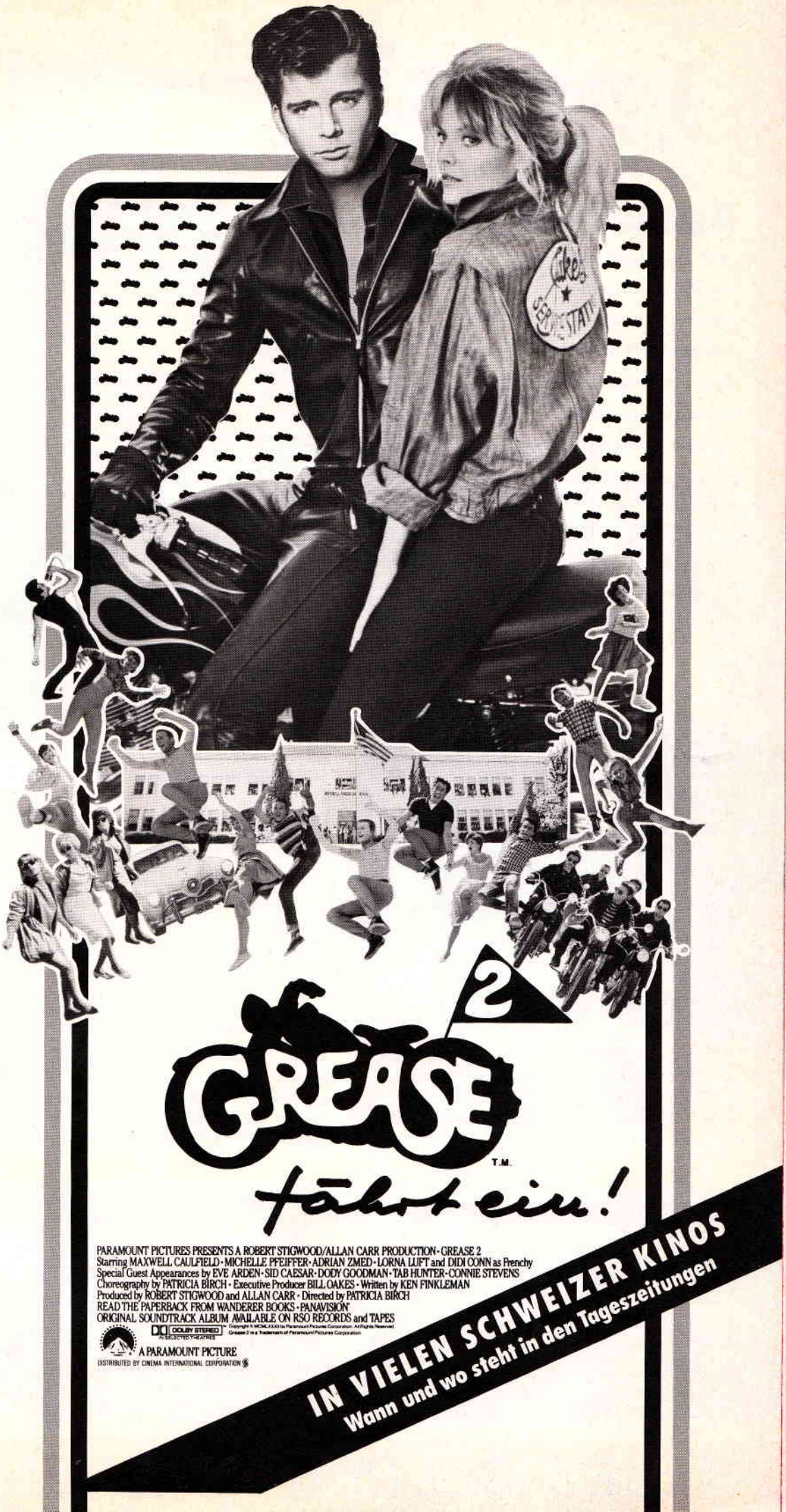


Brad Davis und Franco Nero

Neu aber ist der Trend, Lieben und Leiden von Lesben und Homos neutral, ohne Entrüstungsfinger und Zerrspiegel, zu zeigen. Man sieht: Zwei Menschen lieben sich, und plötzlich wird das Geschlecht, das sonst gerade im amerikanischen Film alles so total definiert, bedeutungslos.
Diese neue Nüchternheit angesichts der gleichgeschlechtlichen Liebe bedeutet einen echten Fortschritt gegenüber früheren Filmen, in denen Homosexuelle fast ausschliesslich als Sportgestalten oder Perverse vorgekommen sind – ein Fortschritt, vergleichbar vielleicht den Sidney-Poitier-Filmen der fünfziger und sechziger Jahre, als im amerikanischen Unterhaltungskino erstmals auch ein Schwarzer ein positiver Held, ein «good guy», sein durfte.

John Hurt und Ryan O'Neal in «Partners»

Jetzt also ist in einem Hollywood-Streifen auch schon mal ein Homo, ein «gay guy», der «good guy». Richtig gleichberechtigt allerdings sind die Homosexuellen erst in einigen europäischen Filmen, in denen sie Helden, darüber hinaus aber auch schon wieder wahre Monster sein dürfen – ganz wie die Heterosexuellen auch. So zum Beispiel im letzten, soeben in der Schweiz angelaufenen Film von Rainer Werner Fassbinder, in welchem der Amerikaner Brad Davis den bisexuellen Titel-

n «Querelle»

helden **Querelle** und Franco Nero einen schwulen Leutnant spielt. Oder in Salvatore Piscicellis **«Immacolata e Concetta»,** der italienischen Liebestragödie zweier homosexueller Frauen. Auch Frank Ripploh hat mit **«Taxi zum Klo»** einen Film über das ganz normale Schwulsein gedreht. Und dann ist da natürlich immer noch und immer wieder Rosa von Praunheim, der den ersten und engagiertesten Film für die Befreiung der Homosexuellen gedreht hat und dafür einen Titel fand, den man auch als Programm für die neuen Hollywood-Homofilme nehmen kann: «Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt.» ■